



NORBERT PHILIPP

So tickt Wien

KREMAJR & SCHERIAU

NORBERT PHILIPP

So
tickt
Wien

KREMAJR & SCHERIAU

BITTE BEACHTEN SIE DIE
SPERRFRIST 7. OKTOBER 2025



KAPITEL 2

Wien ist doch nur Placebo

Besser gut behauptet als gar nicht wahr.

Wien ist ja auch nur ein Mensch. Und wenn dieser ständig von außen hört, wie schön man denn ist und wie ach so charmant, dann wird man auch nicht grundlos widersprechen. Fühlt sich ja gut an, es zu hören und löst zudem auch Begleiterscheinungen aus. Wie etwa Selbstbewusstsein. Oder Arroganz. Beides kann Wien genauso lässig aus dem Ärmel schütteln wie einen Minderwertigkeitskomplex zur passenden Zeit oder eine Anekdote der Stadtgeschichte, die sich besser erzählen als nachweisen lässt. Bloße Behauptungen liegen Wien schließlich im Blut. Kein Wunder: Die Herrscherdynastien, die hier residierten, waren Großmeister im Behaupten und im „In-Anspruch-Nehmen“. Und konsequent waren sie auch. Etwa darin, Zustände so lange zu beschwören, dass man sich an jene davor gar nicht mehr so recht erinnern konnte. Sich selbst zu betiteln, sich krönen zu lassen, sich von jemanden für etwas halten zu lassen und allmählich dazu zu werden, wofür man gehalten wird – das

war Tagesgeschäft für die Habsburger. Zwischen bekrönten Häuptionern, thronenden Menschen und hochdekorierten Häusern drängten sich in Wien die Titel stets dicht an dicht. Die adeligen, die bürgerlichen, die von Amts wegen, die verliehenen, die ererbten. Und was man einmal wurde, das bleibt man in Wien auch. Es sei denn, ein Weltkrieg oder eine Revolution kommt dazwischen. Ansonsten lässt man sich auch Kronen nicht so leicht vom Haupt nehmen. Selbst wenn ihre Zeiten längst vorbei sind. Im Gegenteil: In Wien wird munter weiter gekürt, geadelt, wenn's sein muss auch geheiligt. Vom Schnitzelkönig bis zum Kaiserspritzer und -schmarrn.

Dabei hat die Geschichte der Selbstbehauptung nicht ganz so fluffig begonnen. Dem Geschlecht der Babenberger setzte ein Dokument gleichsam die Krone auf. Das „Privilegium Minus“ stellte auch für Wien die Weichen. Denn 1156 machte Österreich den Karrieresprung von der „Mark“ zum Herzogtum. Und bald darauf sprang Wien auch auf der Karriereleiter eine Sprosse nach oben: Wien wurde Residenzstadt. Der „Hof“ zog nach Wien. Und wohin genau, das kann man an den Straßenschildern „Am Hof“ im ersten Bezirk noch immer ganz gut erahnen. Anfangs hatte sich noch nicht so viel verändert für die Stadt. Die Pferdeäpfel rochen noch immer nach Pferdeäpfel, aber es waren jetzt herzogliche Pferde, die sie auf die Straßen Wiens fallen ließen. Auch die Gravitation Richtung Erdmittelpunkt hatte sich nicht gewandelt, dafür jene, die Menschen, Künstler, Adelige nach Wien zog. Als „Civitas“ war man ohnehin schon 1137 in Dokumenten aufgetaucht, als „Residenzstadt“

geadelt konnte man sich gleich in anderen Angelegenheiten wichtigmachen: kulturell, politisch, ökonomisch. Eine erste Mauer bekam die Stadt sogar, viele, viele Wachstums- und andere -ringe, Linienwälle und andere Gürtel sollten folgen. Doch am nachhaltigsten wirkte in Wien sowieso das Merkmal „Hof“. An Hofrats- und Hofzuckerbäckerzeiten vorbei bis in die Ära, in der seine relevanteste Erscheinungsform schließlich jene im Gemeindebau werden sollte.

Wow. Was so ein Titel alles bewirkt und verändert. Und noch besser: Man kann ihn sich bisweilen sogar selbst verleihen. Herzogtum? Hmm, da ginge doch noch was, dachte sich Rudolf IV. aus dem Hause Habsburg. Erzherzogtum vielleicht. Etwas Vergleichbares gab's zuvor auch noch nicht. Im komplizierten Geflecht des europäischen Machtgefüges wollte der selbsternannte Erzherzog damit sein Geschlecht nachhaltig verankern. Dazu hat er sich einfach selbst befördert: Er ließ eine Reihe von Dokumenten fälschen. Ganz schön dreist, aber es wirkte. Denn das „Privilegium Maius“ legte noch eine ganz neue Bedeutung auf das Herrscherhaus und demnach auch auf Wien. Die Hauptstadt des Erzherzogtums blühte zum kulturellen und politischen Zentrum auf. Und auch danach haben die Habsburger noch ganz schön viele Titel abgestaubt in halb Europa und darüber hinaus. Kaiser Franz Joseph I. hat sich die seinigen ganz an den Anfang der Staatsverfassung von 1861 schreiben lassen. Vielleicht damit er selbst den Überblick nicht verliert, aber auch damit man weiß, mit wem man es zu tun hat: In diesem Fall mit Herzog, Großfürst, Fürstlichem Herzog, Markgraf, gefürstetem Graf von etlichen Territorien und König natürlich auch,

wenn schon, denn schon, von Jerusalem. Auch das Kaiserreich Österreich hatte ein paar Jahrzehnte zuvor mit einer Selbstbehauptung begonnen. Den Trend hatte Napoleon gesetzt, als er sich selbst zum Kaiser deklariert hatte. Und als es 1804 allmählich klar wurde, dass das mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation nichts mehr wird, hat sich Franz II. zum Kaiser Franz I. von Österreich gemacht. Ab jenem Zeitpunkt hatte Wien mehr als hundert Jahre Zeit, vollends „Kaiser“ zu werden. So sehr, dass die Stadt noch heute glaubt, dass sie es ist. Denn nur weil eine Epoche endete, musste man ja nicht gleich die Titel ablegen. Einmal 100 Meter Kraul gewinnen und man bleibt ja auch Olympiasieger für immer. Und den Titel „Ex“ kann einem erst recht niemand mehr nehmen. Als Kanzler, Weltmeister, Freund. Ex geht immer. Aber Ex-Kaiserstadt, das wäre Wien wiederum zu endgültig gewesen. Irgendwie hatte man schon gehaut, dass man den Titel dereinst lukrativ einsetzen könnte.

Alle anderen Titel, die in der Zwischenzeit auch daher kamen, nahm man auch dankbar an oder erfand sie im Notfall eben selbst: Musikstadt, Walzerstadt, Hauptstadt des Charmes, des Grants und mindestens noch von so vielen Dingen mehr, wie Beethoven-Gedenktafeln an den Häusern Wiens hängen.

Als die Herrscher allmählich die „Claims“ nicht mehr setzen konnten, mangels Legitimation, sprang hilfsbereit das Stadtmarketing ein. Nun setzt es den Dingen gern Kronen auf und ruft Wien noch mal extra zum „Kaiser“ aus, erhebt Gebietsansprüche auf semantische Felder. Jenes, das Wien

gerne besetzt, erstreckt sich mindestens von „Walzer“ bis hinüber zur „Psychoanalyse“. Sogar ein gewisses Tempo hat Wien inzwischen für sich vereinnahmt. Der zuständige Werbetexter formulierte das dann so: „Wien bietet die Erlebnisse einer Metropole ohne die Stressfaktoren einer Metropole.“ Da hat der Werber Wien doch bei seinem paradoxen Nerv erwischt: Eine Metropole sein, sehr gerne, aber doch lieber nur fast. Denn in Wien ist immer alles „fast“, alles ansatzweise. Alles andere wäre zu endgültig, absolut sein überlässt man den Monarchen. Beim Tempo allerdings traut man sich hingegen schon Absolutes zu: die Langsamkeit, die sogar Billy Joel einst für ein Lied entdeckt hatte: „Slow down, you crazy child“ beginnt die Strophe, mit „Vienna waits for you“ endet der Refrain. Und fast so frech wie Rudolf IV. kaperte ihn die Wien-Werbung eine Zeit lang sogar als Slogan. Das war wahrscheinlich vor Coffee to go-Zeiten und vor Durchdigitalisierung des Alltags, aber Wien behauptet noch immer, dass es ein eigenes Tempo fährt. Das ist einerseits Klischee. Andererseits nicht gänzlich aus der Wiener Luft gegriffen: Diese Stadt tickt mit Zeitverzögerung. Und das noch dazu in Habsburger-Kategorien. Darin sind Gegenwart und Weltuntergang auch nur Phasen entlang einer kosmischen Zeitachse, die mit dem Letzten Abendmahl begonnen hat und im besten Fall nie endet. Natürlich ist diesem Anspruch mindestens eine globale Katastrophe à la Weltkrieg plus ähnlicher niederschmetternder Erkenntnisse dazwischengekommen. Aber aus dem Unterbewussten lässt er sich in Wien trotzdem nicht ganz löschen. Vielleicht war ja auch der jetzige Slogan „Wien. Jetzt. Für immer“ in der Stadt Sigmund Freuds so etwas wie ein Freudscher Versprecher. Die

trotzige Trutzburg in den Wellen des Wandels? Könnte sein. „Cash Only“-Schilder gibt's jedenfalls noch genug.

Wien ist ein Bild – zum selber Ausmalen

Wien ist wie alles, was zuerst durch das Auge in den Sehnerv dringt – ein Bild. Eines, das die Stadt selbst abgibt. Gleichzeitig aber eines, das man längst vorgefertigt hat. Und noch dazu macht der Rest, der größtenteils Einbildung ist, daraus eine ziemlich bunte Collage. Viel mehr Bewegung als in einen durchschnittlichen Apfelstrudel kommt in die gängigen Klischee-Bilder normalerweise auch nicht. Zu lange haben auch berühmte Vedutenmaler à la Canaletto eifrig mitgepinselt. Noch mehr Bilder haben Filme à la Sisi sowie Fernsehen à la Edmund Sackbauer und Inspektor Adolf Kottan in die Köpfe der Menschen gemalt. 2024 besuchten mehr als acht Millionen Menschen die Stadt, um sich die wichtigsten Vorstellungen bestätigen zu lassen. Wien muss Erwartungen erfüllen bitteschön, schließlich hat man ja dafür gezahlt. Die Stadt liefert artig ab: vom goldbraunen Schnitzel bis zum goldenen Klimt-Kuss. Gerne bestätigt man die unausgesprochene Anfrage, ob es eh so ist, wie man gerne hätte. Wien ist Placebo. Die Stadt wirkt so, weil man will, dass sie so wirkt. Wien ist ein beschworener Zustand, auf den man sich geeinigt hat, über Jahrzehnte, über Jahrhunderte. Es wäre doch viel zu anstrengend sich mit einem neuen zu arrangieren. Also plumpsen die Pferdeäpfel so romantisch in die Auffangbehälter der Fiakerpferde

wie sonst nirgendwo. Und man möchte seine Ohren fast an jedes Punschkräpferl drücken, ob daraus nicht zufällig eine zarte Melodie ertönt. Tourist:innen kommen nach Wien mit der Prämisse: Diese Stadt muss mir erst einmal das Gegenteil beweisen. Man erwartet „charmant“. Man kriegt „charmant“. Wien, eine Stadt, die auch nichts anderes ist als eine „self-fulfilling prophecy“.

So ein Placebo schluckt man gerne. Wäre doch zu schade um die Klischeeblase, die man so lange mit heißer Luft gefüllt hat. Und nur weil vieles nicht ganz so stimmt, wie man glaubt, stimmt es des Öfteren zumindest fast oder ist manchmal zumindest nicht ausschließlich erfunden. Eine Wiener Wirklichkeit in der Beta-Version sozusagen. Bei solchen Behauptungen wie „Donau so blau“ braucht man ja erst gar nicht zum Fakten-Checken ausrücken. Alles, was gesungen oder getanzt wird, ist bitteschön schon mal von Wirklichkeitsüberprüfung ausgeschlossen. Es wird ja auch keiner nachschauen wollen, ob die Engerl tatsächlich in Wien Urlaub machen, wie das Wienerlied schon angedeutet haben.

Man ist, was man ist. Alles nur eine Frage der Selbstaffirmation. Das funktioniert besonders gut, wenn man sie jeden Tag vorm Spiegel praktiziert. Und das gelingt ebenso, wenn sich eine Stadt in den Spiegel der eigenen Werbeprospekte schaut. Man muss nur die Mundwinkel lang genug nach oben ziehen, bis das Gehirn weiß: Es ist Zeit, fröhlich zu sein. So versichert man nicht nur den Besuchern, wer man ist, sondern man einigt sich auch untereinander da-

rauf, irgendwie zu sein. Etwa, dass man eh schön wehmütig ist und fröhlich zugleich, dass man ins Totenreich statt mit dem Fährmann Charon über den Styx mit der Straßenbahn 71 zum Zentralfriedhof fährt. Alles ist beschworen. Wien ist so schön, so schiach kann's gar nicht sein.

Sämtliche Anzeichen, dass Wien vielleicht doch nicht so elegant, melancholisch, gemütlich, imperial, so „Gnä' Frau“, so „Küss die Hand“, so „Schlagobers“, so „Punschkrapferl“ sein könnte, muss man sicherheitshalber ignorieren. Man möchte sich ja nicht einen Zustand von kognitiver Dissonanz einfangen. Da vertraut man doch lieber der selektiven Wahrnehmung: Und plötzlich sind sie da, die Orte und Situationen, in denen mit Sicherheit Hans Moser gleich ins Bild kommt, in denen sich zwei elegante Damen aus dem „Cottage“-Viertel, das sie selbst „Kottteesch“ aussprechen, „Baba“ nachrufen.

Gemeinsame Erzählungen und Mythologien sind auf der bolivianischen Hochebene genauso Werkzeug der Vergemeinschaftung wie in der pannonischen Tiefebene. Dort vor allem am Wiener Würstlstand. Wie's dort zugeht, ist überhaupt zum Großteil gelebte Fiktion. Wiener und Wienerinnen stehen lustig da, schütten sich Bier aus Dosen hinein, die sie als „16er Blech“ verklausulieren. Das gilt als stumm vereinbart. In Wahrheit holen sie sich natürlich genauso wie alle anderen Bowls, Bao Buns, Dubai-Schokolade oder was sonst noch als Trend in die Stadt geschwappt ist. Doch die Legende will, dass die Sonne in Wien anders auf die Würstel scheint. Da kann der Senf noch so wie ge-

wohnt Richtung Erdmittelpunkt tropfen. Wien heiligt die Mittel. Das Würstel, das Scherzerl, das Salzgurkerl, letzteres im Wörterbuch der Wien-Mythologie übrigens das „Krokodil“, sprich „Krokodü“. Der Zweck des ganzen Brimboriums: Mythenbildung. Und dann kann man ja das Ganze auch bei der UNESCO als immaterielles Kulturerbe einreichen. Erfolgreich sogar. Mit der „Wiener Kaffeehauskultur“ hat’s auch funktioniert. Mit einem Platz auf der UNESCO-Liste genauso wie als Mythos. Sie ist so, weil Wien will, dass sie so ist. Schon Friedrich Torberg, einer der bekanntesten Sotist-Wien-Mitbeschwörer, sah es in seinem „Traktat über das Wiener Kaffeehaus“ ähnlich. Dieser spezielle Ort war für ihn der Kristallisationspunkt einer Legendenbildung. Analog zum Heurigen, wo man sich laut Torberg so lange wechselseitig der Gemütlichkeit versichert, bis einem gar nichts mehr übrig bleibt, als gemütlich zu sein. Schließlich will man sich ja auch die eigenen Vorstellungen nicht mit so etwas Dogmatischem wie Wirklichkeit ruinieren. Auf ein paar nachweisbare Grundlagen kann man Wien ja trotzdem festnageln. Dazu gehört auch der Stephansdom zum Beispiel. Durchaus vorhanden. Zumindest, wenn man davon ausgeht, dass sich hinter den ständig präsenten Gerüsten und Werbeplakaten doch noch so etwas wie Bausubstanz befindet. Auch die viel beschworene Eigenschaft „unfreundlich“ dürfte als faktenbasiert durchgehen. Denn dies wurde von Studien längst belegt. Anekdotische Erfahrungen als Stadtbenutzer haben ohnehin stark darauf hingedeutet. Aus manchem könnten selbst die begabtesten Spin-Doktoren nichts Charmantes mehr drehen. Aus herzhaftem Gekeife im Stiegenhaus etwa. Oder aus deftigem Stänkern

im Gemeindebauhof. Die Wiener und Wienerinnen 60 Plus brauchen eben auch ihren analogen Social-Media-Kanal.

Wie Wien ist, weiß nur Wien und Gott vielleicht

Eine wichtige Sache beim fidelen Behaupten und in den Raum stellen ist die Frage: Wer behauptet was? Nicht-Wiener und -Wienerinnen sind generell ja nur dann glaubwürdig, wenn sie Positives behaupten, eh kloar. Dazu gehören zum Beispiel: „Expats“, also die „Expatriates“, die weniger der Schweif des Lipizzaners nach Wien gelockt hat als ein Konzern oder die Universität. Wien liebt sie, weil es sind zwar Ausländer, aber sie fahren viel Taxi und gehen auch in Restaurants, die man sich selbst nicht leisten kann, deshalb begegnet man ihnen nicht allzu oft. Und die „Expats“ lieben Wien brav zurück: Für sie ist die Stadt ganz generell sauber, sicher, eh super. Das erzählen sie dann auch brühwarm jenen, die gerade eine Umfrage dazu machen. Irgendeinem Business- oder Management-Magazin fällt immer gerade nichts Besseres ein. Da schnalzt Wien natürlich gleich ganz nach oben in den Rankings der lebenswertesten Städte. Aber ob's beim Branntweiner um vier Uhr früh auch noch so lebenswert ist?

Doch keine Sorge, es gibt ja noch die anderen Außenstehenden, jene, die es ohnehin nicht ganz so wohlwollend meinen mit der Stadt. Diese haben selbstverständlich Unrecht. Und eine Frechheit ist es obendrein, was sie behaupten.

Diese vereinzelt Stimmen kommen vorzugsweise aus anderen Bundesländern Österreichs, aus Landstrichen, die das Konzept „Fast-eine-Metropole“ nicht ganz verstanden haben und Wien mit Waidhofen an der Ybbs verwechseln. Dort leben Menschen, für die es schon zu viel Aufregung ist, wenn der Amazon-Zusteller klingelt. Ein Feuerwehr-Kirtag? Alleweil. Station Stephansplatz zur Stoßzeit, lieber nicht. Dabei fühlt sich Wien von London aus betrachtet doch wie das Mostviertel an. Aber vom Mostviertel aus gesehen eben für manche doch eher wie ein Moloch.

Die Deutschen dagegen mögen Wien, und wie es scheint, fast uneingeschränkt. Aber natürlich auch aus einem gewissen „Guilty Pleasure“-Moment heraus. Weil eigentlich ist es ja doch komisch, wie lange man so einen Diphthong wie im Wort „Eeeiiiiis“ dehnen kann. Schon früher haben Deutsche Wien offiziell belächelt, wären aber inoffiziell am liebsten auch dabei gewesen, beim lustigen Zuprosten und fidelen Backhenderl-Essen. Gerade in Zeiten, als Wien und Berlin besonders intensiv rangelten um ihre Positionen, entwickelte sich Wien zum Spezialfall unter deutschsprachigen Städten. In beiden Städten schlug zum „Fin de Siècle“ gleichzeitig die Moderne ein. Doch in Wien haben die gepolsterten Nischen der Cafés den Einschlag scheinbar abgefedert. Trotzdem prallte da einiges aufeinander, aus sicherer Distanz: die kühl-kalkulierende preußische Präzision und die warme Wiener Schlampigkeit. Ganz so ernst genommen haben die „Reichsdeutschen“ die Wiener jedenfalls nicht. Das hat der Autor Felix Salten im Feuilleton des frühen 20. Jahrhunderts nicht auf Wien sitzen lassen. Er be-

schwerte sich, dass in der Darstellung der „reichsdeutschen Korrespondenten“ die Wiener nichts anderes tun würden als „Wiener Backhendl zu essen, Wein zu saufen, Fiaker zu fahren und in die Hände klatschend ihre Gassenhauer zu singen.“ Und selbst wenn es gestimmt haben sollte, lässt man sich das bitteschön nicht von Deutschen sagen. Wien wäre für sie „nur ein Jux von einer Stadt“, schrieb Salten. Damals Frechheit, heute vielleicht besser als gar keine Aufmerksamkeit. Werbestrateg:innen würden auch daraus wahrscheinlich eine Kampagne stricken. Der Autor von Bambi war aber beinahe beleidigt. Noch dazu konnte Wien gar nichts für seinen Ruf. So mutmaßte der Feuilletonist Ferdinand Kürnberger im 19. Jahrhundert: „Nur die fremden Touristen müssen es gewesen sein, welche den abgeschmackten Ruf der Gemütlichkeit über Wien ausgossen.“ Als hätte Wien so etwas niemals von sich selbst behauptet.

Die Eigenwahrnehmung trägt traditionellerweise natürlich auch gerne etwas dick auf. So wie jene, die Ferdinand von Saar die Stadt im 19. Jahrhundert in seinen „Wiener Elegien“ auf seine Stadt projizierte: „Ja, ich sehe dich jetzt, wie du im Schmucke des Frühlings, weithin leuchtend dich dehnt, herrlicher Schönheit bewusst.“ Nicht an jeder Stelle der Stadt hätte sich Wien da heute wahrscheinlich angesprochen gefühlt. An der Brünner Straße oder Triester Straße stadtauswärts hätte es da schon eine gute Portion Selbstaffirmation gebraucht. Fairerweise muss man sagen, dass Ferdinand von Saar bei diesen Zeilen die Ringstraße vor Augen hatte. Ansonsten, abgesehen von leicht melancholischen Dichtern, sind Wiener und Wienerinnen im Grunde recht zuverlässige

Quellen für Wiener und Wienerinnen. Sie finden nämlich auch vieles super, vieles schön, je nachdem wer sie fragt und ab welchem Achterl. Fragt der Wiener den Wiener, kann schon einmal ein „Alles oasch!“ daherkommen. Fragt der Außenstehende den Wiener, könnt's manchmal dafür kaum besser sein. Es ist halt alles relativ. Und relativ „oasch“ und relativ „schiach“.

Aber es gibt außer sich selbst noch ein paar andere Zeugen des Wiener Gemüts. Denn Wien ist ja auch hundertfach beschrieben, feuilletonistisch betrachtet, gemalt, bespielt, betextet und vor allem auch: besungen. Vom Wienerlied. Und darin wird selbstverständlich auch so einiges behauptet. Das Wienerlied funktioniert ja generell wie das Gehirn: Es verniedlicht, was man sonst nicht fassen könnte, es verharmlost, was einen sonst überwältigen würde und es vereinfacht, was man sonst nicht verstünde. Alles vom Tod abwärts eigentlich. Es war das Leitmedium der Wien-Eigenliebe. Und es ist das musikalische Lagerfeuer, an dem sich jeder feierlich einer Sache versichert: Dass Wien eben so ist, wie es ist. Fesche Madln, Alkohol, gute alte Zeit. Ein bisschen Schwermut drüber. In anderen Weltgegenden kommt bei so etwas „Garota De Ipanema“ und Bossa Nova raus. In Wien ein Liedgut, das sich dann und wann auch nach einer Zeit verzehrt, die so golden war wie die Backhenderl gebacken, die „Backhenderlzeit“. So etwas gab's auch nur in Wien. Das paradoxe Wesen Wiens wird nirgendwo so grandios ausverhandelt wie im Wienerlied. So ist man. Darauf hat man sich geeinigt. Darauf trink ma! Das ist wie die Unterschrift darunter. Der Herrgott hat eh schon seinen Segen gegeben.

Vorher hat man ihn natürlich sicherheitshalber für sich vereinnahmt, „Der Herrgott muass a Wiener sein“ heißt es. Vom Tod hamma's eh schon g'wusst. Und noch dazu ist Wien „Dem Herrgott sein Meisterstück“. Also wenn Wien beim Herrgott keine Protektion hat ... Deshalb werden beim jüngsten Gericht auch nur die Wiener und Wienerinnen mit Amtstitel aufgerufen. Angeblich.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01489-2

© 2025 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Rotenturmstraße 27/5, 1010 Wien

office@kremayr-scheriau.at

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag, Typografie und Satz: Silvia Wahrstätter, buchgestaltung.at

Lektorat: Franz Lindl

Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o., Slowenien

**BITTE BEACHTEN SIE DIE
SPERRFRIST 7. OKTOBER 2025**